

# Heimat. Kein Ort. Nirgends.

Beate Mitzscherlich

Der hölzerne Giebel einer Scheune. Ein Vordach – früh am Morgen weiß mit Reif bedeckt, wie die Zweige der Bäume. Im Geäst gelegentlich eine einzelne Meise. Dächer, die mit grauem Schiefer gedeckt sind. Im Hintergrund, kaum zu erkennen im Nebel, ein Kirchturm. Abends um sechs läutet eine Glocke, die Kirche ist im Winter verschlossen, nur zum Friedhof kann man durch eine kleine Pforte gehen. Viel Grau, etwas Weiß, kaum Grün. Ein leerer Raum mit großen Fenstern. Hier ist nicht meine Heimat. Die wenigen Menschen, die ich beim Spazieren gehen treffe, grüßen freundlich, aber reserviert. Sie kennen mich nicht. Ich bin hier fremd. Fremd genug, um ungestört über Heimat nachdenken zu können. Heimat ist in der deutschen Sprache ein Einzahlwort. Es ist nicht vorgesehen, das man mehr als eine Heimat hat, vielleicht sehr verschiedene, vielleicht gar keine, vielleicht keinen Ort.

## Heimat - Geschichte

Heim(at) war ursprünglich nicht mehr als ein Lagerplatz, ein sicherer Ort unterwegs, der Ort des Heimischen (des Herdes). Wer Heim hatte, hatte einen Platz, zu dem er gehen konnte, um sich aufzuwärmen, zu essen, Schutz und Nahrung zu bekommen. Während der Völkerwanderung verschwand dieser, wenig mehr als etwas Wärme und ein Dach über den Kopf versprechende Begriff des Heimes und tauchte erst in der bäuerlich sesshaften Gesellschaft wieder auf. Heim(h)at ist jetzt ein Heim, das man „hat“, ein Besitz, ein Stück Land, Grund und Boden. Die Heimat kann man abmessen, kaufen, man bezahlt dafür (auf die eine oder andere Weise), man kann sie bebauen, bearbeiten, ausbeuten, vererben, verpachten, auch wieder verkaufen. Aus der Sicht von Nomaden ist der Besitz von Land eine wahnwitzige Vorstellung, wie Tolstoi es in seiner Erzählung „Wie viel Erde braucht der Mensch“<sup>1</sup> zeigt. Ein russischer Kaufmann will Land in der Steppe erwerben, um dort Korn anzubauen. Die Burjaten wundern sich zwar über diesen merkwürdigen Wunsch, schicken ihn aber von einem Hügel los, mit der Erlaub-

---

1 Tolstoi, Lew (1980): Wieviel Erde braucht der Mensch. Gesammelte Werke in 20 Bänden. Berlin: Ruetten und Loenig. 190-209

nis, für das gebotene Geld alles Land zu erwerben, was er bis zum Sonnenuntergang umlaufen kann. Der Kaufmann schreitet frisch aus, voller Vorfreude auf künftigen Reichtum, gegen Mittag erst biegt er ab, beschleunigt, schlägt den einen oder anderen Haken, um auch dieses oder jenes fruchtbare Eckchen noch mit einzuhegen, vor lauter Gier, immer noch mehr Land zu besitzen, verpasst er den rechtzeitigen Punkt zur Umkehr, es ist schon spät, er muss hasten, hetzen, rennen, weil die Sonne schon am Untergehen ist. Er erreicht mit letzter Kraft genau zum Sonnenuntergang die Spitze des Hügels, wo die Burjaten den ganzen Tag gesessen und ihm bei seiner – für sie sinnlosen – Raserei zugesehen haben. Er verstirbt dort neben seiner Mütze voll Geld. Sie begraben ihn auf der Spitze des Hügels. „Das Grab war 3 Arschin lang, gerade so groß wie Pachom vom Kopf bis zu den Füßen war.“<sup>42</sup>

Heimat beginnt und endet mit einer Grenze. Was innerhalb dieser Grenze liegt, gehört (zu) mir, dahinter ist Nicht-Heimat, Fremde, Aus-Land. An den Grundbesitz in der Gemeinde war ursprünglich auch das Heimatrecht geknüpft. Wessen Familie in der Gemeinde Land besaß oder besessen hatte, der konnte dorthin auch im Fall von Armut oder Krankheit zurückkehren und wurde von der Gemeinde versorgt. Wer keinen Grundbesitz vorweisen konnte, war nicht nur besitz- sondern auch rechtlos und wurde als Nicht-Sesshafter, Bettler oder Vagabund vertrieben. „Les heimatlooses“ hießen in Paris des 18. Jahrhunderts die Straßenkehrer aus dem Elsass, überzählige Söhne und Töchter, die nichts ererbt hatten, geflohene Mägde und Knechte, die nicht an den Ort ihrer Herkunft heimkehren konnten. Besitzlosigkeit, Rechtlosigkeit und Heimatlosigkeit waren faktisch gleich gesetzt. Der überzählige Sohn, der weggelaufene Knecht konnte sich auch als Söldner verdingen, wenn er nicht, wie in vielen deutschen Kleinstaaten, zwangsweise in die Armee gepresst wurde. Fürs Vaterland starben und sterben vorzugsweise die Besitzlosen, der Besitzende konnte sich freikaufen oder war in der Heimat „unabkömmlich“. Von Schweizer Söldnern in Italien wurde als erstes die Diagnose der Nostalgia, der Heimwehkrankheit berichtet. Man empfand es offensichtlich als merkwürdig, dass sich auch die, die da gar nichts hatten, sich nach dem Ort/den Menschen sehnten, von dem sie herkamen. Wer Heimat nicht hat, muss sich nach ihr sehnen. Die Voraussetzung von Heimweh ist die Erfahrung von Fremdheit, Heimatverlust, Heimatlosigkeit. Die Verlagerung von Heimat vom konkreten, materiellen Außenraum in den subjektiven, personalen Innenraum hat mit einer Verlusterfahrung, mit physischer Entfernung und mit sozialem Abgetrennt-Sein zu tun.

Die Verlagerung der Heimatsehnsucht in die Innenwelt wurde zum Kulturphänomen in der Romantik. Die Anfänge der Industrialisierung, die Auflösung

der Ständegesellschaft und die dahinter zurückbleibende Reorganisation gesellschaftlicher Zusammenhänge im Zuge der in Deutschland gescheiterten frühbürgerliche Revolution, führten zu einem verbreiteten Gefühl der Fremdheit, des Fremdwerdens im Eigenen. „Die an den Boden geknüpften Gewissheiten“ verschwanden, aber neue Gewissheiten stellten sich nicht mehr ein.<sup>3</sup> Die an die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik geknüpften Hoffnungen versprachen zwar eine neue (säkulare) Welterklärung, sie halfen, Produktivität zu erhöhen und Profite zu mehren, konnten aber den verloren gegangenen Glauben an einen sinnhaften Zusammenhang und eine „gottgewollte“ soziale Ordnung nicht ersetzen. Der Versuch, diejenigen, denen die Heimat abhanden gekommen war, stattdessen an die Nation, das Vaterland, das Reich zu binden, blieb widersprüchlich und aus der Sicht der Besitzlosen, demagogisch. Die Proletarier, die „nichts zu verlieren hatten als ihre Ketten“ (Karl Marx), galten den Herrschenden als „vaterlandslose“ Gesellen. Die Sozialdemokratie setzte dem Heimatrecht der Besitzenden, den Anspruch auf Gerechtigkeit für alle entgegen: „Ubi bene ibi patria.“

Die Entdeckung der „neuen Welt“ und die Verbesserung der Schiffspassagen eröffnete den in der Heimat besitz- oder rechtlosen Schichten die Möglichkeit des Auswanderns. Auch hier ging es neben einer Verbesserung der eigenen Lebensmöglichkeiten gleichzeitig um eine Inbesitznahme (wobei das Heimatrecht der Einheimischen missachtet und ihr Widerstand mit Gewalt gebrochen wurde). Nach den ersten Kolonisatoren und Missionaren – einer Koalition von ökonomischen und religiösem Herrschaftsanspruch, wanderten vor allem diejenigen aus, die in der alten Heimat nichts oder nicht viel zu verlieren hatten und ihre Hoffnung auf die neue Welt setzten, auch darauf, dort neue Heimat – in religiöser, politischer und sozialer Hinsicht zu finden. Diese massenhafte Auswanderung schärfte – in der Erfahrung des Exils und der Fremde – gleichzeitig die Konturen der Heimat. Anders waren in Amerika ja nicht nur Landschaft und Klima, sondern auch Sprache, Kultur, die sozialen Regeln im „melting pot“ der Städte. Der Versuch, Heimat zu konservieren, führte nicht nur zur Community-Bildung (heute würde man von mangelnder Integrationsbereitschaft reden, was im Übrigen auch ein Vorwurf an die deutschen Einwanderer war), sondern zur reaktiven Aufrechterhaltung sich in der tatsächlichen Heimat längst auflösender Bilder und Regeln. Heimat wird also auch in dem Maß zum Begriff und zur reflektierbaren Erfahrung, wie man sie verlassen kann (und nicht muss). „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“, sagte Theodor Fontane nach seiner England-Reise. „Man muss in die Ferne gehen, um die Heimat, die man verlassen hat, zu finden“, so Franz Kafka.

---

3 Vgl. Baumann, Zygmunt (1995): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit.* Frankfurt: Fischer TB.

Die in deutschen Dörfern und Städten Zurückgebliebenen fanden sich in einem Prozess, der zwischen schneller (technologischer) Modernisierung und (gesellschaftlicher) Restauration hin- und herwechselte und offensichtlich für eine wachsende Gruppe von Menschen mit der Erfahrung von Unheimlichkeit, um nicht zu sagen „Unheimlichkeit“ einherging (wie es sich in der Literatur von 1800 – Kleist, E.T.A. Hoffmann – bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts – Kafka u.a. – deutlich widerspiegelt). Es ist nicht nur das Abhandenkommen der ständischen Verfasstheit, das Auflösen und Verschieben von (nationalstaatlichen) Grenzen, das Fragwürdigwerden jeglicher Autorität, einschließlich der religiösen, sondern die damit eingehende grundlegende Verunsicherung über die Position des Individuums im sozialen Raum, die vorher als untrennbar eingebettet in kollektive Werte, Normen, Handlungsmuster erlebt wurde.

Die im 19. Jahrhundert stark aufblühende deutsche Heimatbewegung, die sich vorwiegend der Pflege und Musealisierung (verschwindender) regionaler Trachten, Bräuche, Dialekte und Bauformen widmete, kann in diesem Sinn als konservativ, rückwärtsgewandt und Abwehr gegen die Zumutungen der Moderne interpretiert werden, aber gleichzeitig als Versuch, „to maintain the communality in the face of alienation and fragmentation“.<sup>4</sup> Ähnlich wie in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die Region zur Bastion des Widerstandes gegen globale Modernisierungsprozesse, die in das Leben der Gemeinschaft und auch des Einzelnen eingriffen. Der Biedermann des Biedermeier pflegte das Heim, die Familie und die Gemütlichkeit und las über das „moderne Leben“ doch am liebsten in der „Gartenlaube“. Heimat wird in diesem Zusammenhang zunehmend mit einer bestimmten idealisierten Vorstellung von Kultur-, Herzens-, Gefühls- und Schicksalsgemeinschaft assoziiert, eine Verbindung, die nicht nur reale Interessenkonflikte und Besitzunterschiede in der Heimat verwischte, sondern den Begriff (bzw. die damit assoziierten Gefühle) anfällig machten für Missbrauch und Vereinnahmung durch nationalistische und später totalitäre Ideologien.

Während die Jugendbewegung am Beginn des 20. Jahrhunderts die Heimat (ähnlich wie die Romantik) nochmals als offenen Raum, heim zur Natur und zur Einfachheit entdeckten und romantisch besetzten, zogen schon bald die jungen Männer für die Heimat/für das Vaterland „ins Feld“ und starben dort zu Tausenden im Stellungskrieg, in den Schützengräben, im Giftgas. Die damit einhergehenden individuellen und kollektiven Traumata wurden nahtlos in die nächste Generation und mit dieser in den nächsten Krieg transportiert. Die sozialen Konflikte nahmen zu. Die Vorstellung von der Gesellschaft als großer (Nutz-)Garten pervertierte sich nicht nur in den Technologien der „Ertragssteigerung“, sondern auch in der Ausmerzungen von als unnütz oder gar schädlich angesehenen Existen-

---

4 Applegate, Celia (1990): *A nation of provincials. The German idea of Heimat*. Oxford: University of California Press.

zen im Nationalsozialismus. Anfangs an psychisch Kranken und Behinderten erprobt, dann auf „Angehörige der jüdischen Rasse“ in ganz Europa ausgeweitet, schließlich auch auf als „minderwertig“ angesehene Völker in Ost- und Südosteuropa übertragen, führte der „Traum von Reinheit“ (Doerner) letztlich in den Massenmord.

Damit wurde großen Gruppen der Bevölkerung anfangs nur in Deutschland, dann in ganz Europa ihr Heimatrecht abgesprochen, und es begann ein europaweiter Prozess der Heimatvertreibung und Heimatzerstörung, angefangen von der Enteignung und Vertreibung jüdischer Deutscher, über die Bombardierung und Zerstörung von Städten und Dörfern, bis hin zur systematischen Vernichtung „fremder“ Völker, der am Kriegsende auf Deutschland zurückfiel. Die Tragödie der deutschen Juden bestand auch darin, dass sie sich seit Jahrhunderten als Einheimische, als Zugehörige verstanden hatten, der deutschen Kultur, Sprache, also ihrer Heimat verbunden waren und häufig zu spät erkannten, dass Heimat nicht mehr sein kann, wo einem die Heimat abgesprochen wird. Niemand hat das eindringlicher beschrieben als Jean Amery in seinem Essay *Wie viel Heimat braucht der Mensch?*<sup>5</sup> Heimat ist ein Begriff, der also notwendig mit dem Begriff der Anerkennung einhergehen muss. Es ist nicht nur eine Entscheidung des Individuums, sich einer Heimat zugehörig zu fühlen, diese Heimat muss ihn auch als Ihrigen, Zugehörigen anerkennen.

Obwohl die Heimat (nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa) nach dem II. Weltkrieg faktisch in Trümmern lag, hatte der Begriff von Heimat kulturell und politisch nach wie vor einen hohen Stellenwert, insbesondere bei den Heimatvertriebenen, die „alles“ – Haus, Hof und Land, oft aber auch Familienangehörige und den sozialen Zusammenhang ihrer Herkunftsorte – verloren hatten. Genauso wichtig war Heimat bei denen, die sesshaft geblieben oder einigermaßen unbeschadet an (vergleichsweise) unzerstörte Orte zurückgekehrt waren und jetzt den Zuzug von Fremden, Flüchtlingen, Vertriebenen erlebten und denen gegenüber wiederum ihr Verständnis von Heimat verteidigen zu müssen glaubten. Der Heimat-Diskurs der 40er und 50 Jahre in Westdeutschland ist nicht nur ein politischer und ökonomischer Kampf um Grenzverträge, Wiedergutmachung, Lastenausgleich und die Aufgabe oder Aufrechterhaltung von Besitztiteln. Er ist auch ein psychologischer und kultureller, der die verlorene Heimat bzw. die Heimat an sich idealisiert und damit gleichzeitig die Schuldfrage vermeidet oder verschiebt. Unter dem scheinbar harmlosen und friedfertigen Begriff der Heimat versammelten sich vermeintliche Opfer ungeachtet der Tatsache, dass die Zerstörung und Vertreibung zuerst von Deutschland ausgegangen

---

5 Amery, Jean (1980): *Wie viel Heimat braucht der Mensch*. In: Amery, Jean (1980): *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag. 74-101

war. Auch wenn der gesellschaftliche Diskurs in Ostdeutschland staatlich anders gelenkt wurde, bewegte sich der informelle, innerfamiliäre Austausch in Regionen, wo zwischen 20 und 50 Prozent der Bevölkerung „Umsiedler“ waren, in denselben Gleisen. Natürlich war die persönliche Erfahrung von Heimatvertriebenen und den Bewohnern von bombardierten Städten – zumeist Frauen, Kinder und Alte – leidvoll und nicht selten traumatisch. Aber die einseitige Fokussierung auf die deutschen Kriegsoffer hatte eben auch die Funktion, das Sprechen über die Vorgeschichte, Deutsche als Heimatvertreiber und Täter zu vermeiden. Dass der eigene Heimatverlust Ergebnis des eigenen Handelns (bzw. Nicht-Handelns, Nicht-Widerstandleistens) und damit, wenn nicht selbstverschuldet, dann doch zumindest selbst zu verantworten sein kann, ist individualpsychologisch auch kaum zu fassen, solange sich der Einzelne als ohnmächtig im Gefüge gesellschaftlicher Strukturen erlebt.

Im Zuge des Wiederaufbaus und der Modernisierung der 60er Jahre verschwand der Heimatbegriff in der alten Bundesrepublik, jenseits von Wahlen, bei denen die Stimmen der Heimatvertriebenen nicht ganz unerheblich waren, zunehmend in der Mottenkiste bzw. in der kommerzialisierten Kultur von Heimatromanen, Heimatfilmen und volkstümlicher Musik. Aus Heimatkunde wurde Sachkunde, aus Fremdarbeitern Gastarbeiter, die Innenstädte und Fachwerkfassaden wurden modernisiert und wer etwas auf sich hielt, hatte mit Heimat nicht mehr allzu viel am Hut und fuhr lieber nach Italien in den Urlaub. Geographische und soziale Mobilität rückte im Wertekanon weit nach vorn, Heimat kam gelegentlich noch im Kabarett vor. Die DDR versuchte sich gegenüber ihren Bürgern zwar als neue, sozialistische Heimat der Arbeiter und Bauern darzustellen, aber auch das stieß angesichts schwierigerer Lebensumstände nicht unbedingt auf einhellige Begeisterung, sondern bedurfte einer fast unüberwindlichen Staatsgrenze um die selbigen in der Heimat zu halten. Heimatlieder, Heimatkunde und die Verteidigung der Heimat gehörten zwar zum Kanon sozialistischer Erziehung, blieben aber eher Worthülsen, als emotional besetzte Begriffe (bis zu dem Zeitpunkt als wiederum die DDR abhanden kam). Vorher allerdings kam es, am Ende der 70er bzw. zu Beginn der 80er Jahre zu einer Wiederentdeckung der Heimat in der alten Bundesrepublik, interessanterweise diesmal nicht im konservativen, sondern im eher linken, ökologisch orientierten Spektrum. Angesichts von Waldsterben, Umweltverschmutzung, Nachrüstung, atomaren Endlagern usw. wurde das Lokale als Ansatzpunkt gesellschaftlichen Widerstandes entdeckt. Das spiegelte sich nicht nur in gesellschaftlichen Debatten und Aktionen (Ostermärsche, Anti-AKW-Bewegung), in kulturellen Impulsen (wie beispielsweise Edgar Reitz' „Heimat“-Serien), sondern auch in einer Rückbesinnung auf bzw. Neuentdeckung von Formen gemeinschaftlichen Wohnens, Arbeitens und Kindererziehens auf dem Land und in den Städten. Verbraucher- und

Produzentengemeinschaften, Kiezkultur, Kinderläden, Landkommunen, ökologisch geführte Bauernhöfe und soziokulturelle Projekte; anfangs eher belächelte, oftmals romantisch verklärte, und in vielen Fällen auch gescheiterte Experimente haben über die Jahre durchaus Einfluss auf die Alltagskultur der Bundesrepublik gewonnen und sie dabei verändert. Im gewissen Sinn ist der diskreditierte Heimatbegriff der Nachkriegszeit nicht nur neu angeeignet und besetzt, sondern in praktisches Heimathandeln überführt worden. Heimat erscheint dabei als der „abgegrenzte, selbst gestaltete und verantwortete Nahraum“, in dem vor allem auch eine neue Form von Vergemeinschaftung stattfand.<sup>6</sup> In diesem Zusammenhang erscheint auch ein philosophisch–anthropologischer Diskurs, der von einer Bestimmung des Menschen als „territoriales Wesen“ ausgeht und Heimat als Ort von „Kennen, Gekannt- und Anerkanntsein“ (Ina-Maria Greverus) konzeptualisiert. Heimat wurde damit zum (räumlich beschränkten) Ausgangs- und Zielpunkt sozialen Handelns und sozialer Vernetzung, zum Ort sozialer Experimente und praktischer Einübung in politische Partizipation und demokratische Beteiligung, und zum Ort, an dem Macht- und Ausbeutungsverhältnisse im Umgang mit der Natur, zwischen den Geschlechtern, zwischen Eltern und Kindern usw. zumindest partiell überwunden werden können. Diese Ideen sind in den achtziger Jahren auch in die Bürgerbewegung der DDR bzw. der osteuropäischen Länder eingesickert und haben Entwicklungen in der Wendezeit und unmittelbar danach stark beeinflusst. Aus heutiger Sicht scheint ein solches Heimatprogramm allerdings tatsächlich eher romantisch, vielleicht noch brauchbar für lokale Bürgerproteste und Planungsverfahren, aber angesichts der Herausforderung einer globalisierten Moderne und einer technologischen Entwicklung, welche alle Orte und auch die bisherigen Formen des Sozialen scheinbar hinter sich lässt und bedeutungslos macht, altbacken, unrealistisch und überholt. Unter heutigen Rahmenbedingungen erscheint Heimat in erster Linie als ein historisches Konstrukt, das vielleicht gar nicht mehr oder aber nur noch begrenzt geeignet ist, um den Herausforderungen einer globalisierten und risikoreichen Spätmoderne zu begegnen und das man vielleicht hinter sich lassen muss, um wieder Gestaltungsfreiheit im Sinne von Ernst Bloch zu erlangen.

---

6 Vgl. Bausinger, Hermann (1990): Heimat in einer offenen Gesellschaft. In: Cremer, Will; Klein, Ansgar (Hrsg.) (1990): Heimat: Analysen, Themen, Perspektiven. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. Bd.249/1, 76-90



## Heimat - Gegenwart

Ein Bahnhof in einer Großstadt. Menschen hasten mit Rollkofferchen zu ihren Bahnsteigen. An den offenen Theken der Läden im Erdgeschoss kaufen sie sich ein Sandwich oder Coffee-to-go, viele essen und trinken im Gehen. Andere telefonieren mit ihren Mobiltelefonen. Wegen eines Bahnstreiks gibt es erhebliche Verspätungen. Über die Bahnsteig-Lautsprecher werden Verbindungen und deren Veränderungen angesagt, ein paar Geschäftsleute eilen zum Taxistand, um ihren Flug trotzdem noch pünktlich zu erreichen. Andere haben ihre Laptops aufgeklappt und suchen im Internet nach anderen Möglichkeiten, an ihren Bestimmungsort zu kommen. Eine Familie mit mehreren Kindern hat sich auf ihren Koffern niedergelassen und ihr Frühstück ausgepackt. Ab und an fährt in hohem Tempo ein Güterzug durch. Die Kinder versuchen die Aufschriften auf den Containern zu entziffern, die rasend schnell vorbeiziehen. Hamburg-Süd. Norsk. Hyundai.

Die wesentliche Veränderung von Heimat in der Moderne ist in erster Linie durch die wachsende Mobilität bedingt. Während noch vor 100 Jahren die meisten Menschen kaum über ihren Geburtsort bzw. die benachbarten Dörfer hinaus kamen, gehört es heute nicht nur zur Normalität, dass man diesen zur Ausbildung, aus beruflichen oder persönlichen Gründen, verlässt. Es wird auch zunehmend zum positiven Wert und zur Quelle gesellschaftlicher Anerkennung, mobil zu sein. Waren es noch vor 100 Jahren nur sehr wenige Gruppen, die aus beruflichen Gründen – Schausteller, Matrosen, Händler, Handwerksburschen, aber auch Saisonarbeiter wie Torfstecher, Schnitter, Straßenbauer – über die Grenzen ihrer unmittelbaren Umgebung hinausgingen, und nur sehr wenige Angehörige der Oberschicht, die es sich leisten konnten, aus Kultur-, Bildungs- oder Handelsgründen ins Ausland zu reisen, gehört es heute zur Normalität einer bis vor kurzem stetig wachsenden Mittelschicht, beruflich und privat nicht nur deutschlandweit, sondern auch im Ausland unterwegs zu sein. Bereits seit der Industrialisierung gab es zwar neben der Wanderungsbewegung vom ländlichen Raum in die Wohlstand und Wachstum verheißenden Städte auch die Möglichkeit des Auswanderns, um Armut, Unterdrückung und fehlende Lebenschancen hinter sich zu lassen. Die Mehrheit der Bevölkerung blieb aber sesshaft, so wie auch heute immer noch fast die Hälfte der Bundesbürger (45%) im Umfeld ihres Geburtsortes lebt.

Erst das 20. Jahrhundert mit seinen zwei Weltkriegen, der massenhaften „Auslandserfahrung“ der Soldaten, den damit verbundenen Zerstörungen von Städten und Vertreibungen großer Bevölkerungsgruppen führten zur Ausbreitung und zur „Demokratisierung“ des Phänomens der Mobilität – in geographischer, sozialer und psychologischer Hinsicht. Viele der von ihrem „Heimat“-Land ent-



wurzelten, vertriebenen bzw. geflüchteten Bevölkerungsgruppen wurden im wahrsten Sinn des Wortes „freigesetzt“ und verloren mit „den an den Boden geknüpften Gewissheiten“ (Baumann) auch tradierte Hemmnisse für soziale und psychische Mobilität. Im Neuanfang nach dem 2. Weltkrieg kam es partiell zu einer Neuverteilung von Lebenschancen, auch wenn der auf Seiten der Zugezogenen oft erhebliche Anstrengungen und einen psychischen Mehraufwand bedeutete. Dennoch kam es insgesamt zu einem erheblichen Modernisierungsschub und viele der Vertriebenen versuchten, den Verlust der Heimat nicht nur im Wiederaufbau zu kompensieren, sondern nahmen oftmals einen Bildungsaufstieg und berufliche Karrieren in Angriff, die für sie in der Heimat so gar nicht denkbar gewesen wären. Der Zwang sich in einer neuen Umgebung neu zu orientieren, Neues zu lernen und Ziele neu zu definieren, sprang damit letztlich auch auf die „am Ort“ gebliebenen Menschen über, da diese sich einer veränderten Umgebung und einer neuen Konkurrenz mit den Zugezogenen und deren Sitten, Dialekten, Anstrengungen gegenüber sahen. Mit wachsendem Wohlstand und technischen Entwicklungen, die das Reisen schneller, kostengünstiger und weniger beschwerlich machten, kam es zu einer weiteren Demokratisierung des Reisens, zunächst in Form von Urlaub bzw. Tourismus in die benachbarten Länder: Österreich, Italien, Niederlande, Belgien – für die Ostdeutschen stattdessen nach Polen, Tschechien, Ungarn, Bulgarien (alles Länder, deren Bewohner die Deutschen vergleichsweise kurz vorher als Besatzer erlebt hatten und entsprechend empfindlich auf den neuen Massenansturm reagierten). Seit den 90er Jahren kam es durch die Verbilligung des Fliegens auch zu einem anhaltenden Wachstum des Ferntourismus. Gleichzeitig kam die Welt und damit die Fremde ins Land, durch Gastarbeiter und Migranten, erst einzelne, dann größere Gruppen, deren andere Sprache, Kultur, Ess- und Lebensgewohnheiten zunehmend in die Alltagskultur einsickerten, so dass heute der Italiener am Markt und der Dönerladen oder vietnamesische Gemüsehändler an der Straßenecke durchaus zum Heimatbild deutscher Städte gehören. Die Gewohnheiten und damit die Homogenität und Abgeschlossenheit der alten Heimat wurde nicht nur durch Zuwanderer und Heimkehrer, sondern auch durch das „Fernsehen“, das Bilder aus der ganzen Welt alltäglich ins heimische Wohnzimmer brachte, verändert und damit der Horizont der Wahrnehmung erweitert, selbst wenn man den Ort nicht verließ. Die Zunahme des individualisierten Verkehrs und die wachsende Automobilität veränderte die Landschaft und auch die Städte auf drastische Weise und beeinflusste auch das Aufwachsen von Kindern, die früher ganz selbstverständlich auf der Straße gespielt bzw. sich ihre Umgebung schrittweise und vorwiegend in der Kindergruppe angeeignet hatten.

Mit der wachsenden Reisefreiheit bzw. der Möglichkeit zur Mobilität wuchs allerdings auch der Zwang zur Mobilität – vorwiegend im beruflichen Bereich.

Das bezieht sich nicht nur auf die nach wie vor verbreitete Pendelmobilität, da viele Menschen zwar noch auf dem Land bzw. in wirtschaftlich schwächeren Regionen leben, aber nur in Städten bzw. industriellen Zentren Arbeit finden, sondern in vielen – besonders in höheren – Bildungs- und Einkommensgruppen und in bestimmten Branchen (Banken, Finanzen, Vertrieb weltweit agierender Konzerne aber auch z.B. Wissenschaft) hängt berufliches „Vorwärtkommen“ oft ganz unmittelbar mit der Bereitschaft zur (früher deutschland-, später europa- und heute weltweiten) Mobilität zusammen.

Umgekehrt gibt es in vielen bevölkerungsreicheren Ländern der Welt (auf den Philippinen, in Sri Lanka oder Bangladesch), aber auch in aufstrebenden Industrienationen wie China, Indien oder den ärmeren Regionen Osteuropas, Asiens und Afrikas nach wie vor eine Armutsmigration mit einem hohen Anteil von „Wanderarbeitern“, die ihren Lebensunterhalt bzw. den ihrer Familien nur erwirtschaften können, indem sie sich in reicheren Regionen verdingen. Das bedeutet nicht nur, dass immer mehr Menschen ihre Heimat verlassen (müssen) und aus ihren bisherigen Bindungen herausgelöst werden, sondern an neuen Orten mit neuen Menschen, neuen Gewohnheiten und neuen Lebensweisen konfrontiert werden und daraus im Normalfall nicht unverändert hervorgehen. Insofern führt auch das faktische, geographische „Heimkehren“ nicht unbedingt zum Wiederfinden der Heimat, da der in der Mobilität veränderte Mensch nicht mehr „nahtlos“ in die bisherigen Lebensverhältnisse passt, bzw. die Heimat sich „vor Ort“ ja in seiner Abwesenheit auch verändert und weiterentwickelt hat. Heimat als sichere Basis von (ortsgebundener) Identität kommt also zunehmend abhanden bzw. wird aus der Sicht des Subjektes auch fragwürdig, wie es Max Frisch schon in seinem Heimatfragebogen<sup>7</sup> auf subtile Weise unterstellte: „Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, Sie könnten sich für eine andere Heimat besser geeignet haben?“

Der Zwang zur Mobilität wirkt sich natürlich auch auf die familiären Beziehungen aus, nicht nur auf den weitgehend abhanden gekommenen Mehrgenerationenverbund, und damit auch die darin (früher) geleistete soziale Integration, auf der faktische Unterstützungsleistungen bei der Pflege von Alten oder der Erziehung von Kindern basieren, die folglich heute zunehmend professionalisiert werden müssen. Auch die Kleinfamilie bzw. Paarbeziehung ist im Zeitalter der Mobilität neuen bzw. anderen Belastungen ausgesetzt. Die nicht mehr nur mit der „Ernährer“-Mobilität der Männer, sondern auch mit den Ansprüchen der Frauen an eigenständige Berufstätigkeit und berufliche Entwicklung entstehende Notwendigkeit, zwei Berufsbiographien miteinander zu vereinbaren, die oft auch

---

7 Frisch, Max: Heimat - ein Fragebogen. In: Cremer 1990: 243-245

Heimatschichten

Anthropologische Grundlegung eines Weltverhältnisses

Klose, J. (Hrsg.)

2013, XVI, 682 S. 20 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-658-04739-9